

die sich in Bildern vergegenwärtigt, zu erkennen und sich mit ihr zu befreunden. Einen Hinweis geben die Cantica im Stundengebet.

Als im Jahre 539 der Perser Kyros in Babylon einzog, dürfte der unbekannt Dichter-Prophet (Deuterjesaias) jenen Hymnus gedichtet haben, der in der Laudes des Freitag vorkommt: »Gewiß / du bist eine Gottheit, die sich verbirgt, / Jisraels Gott. / Befreier!« (Jes 45, 15) Verwandt ist die Verborgenheit Gottes mit jener Geschichtserfahrung, die wir die »Abwesenheit Gottes« genannt haben. Götter waren dem Menschen näher, der diese oder ähnliche Zeugnisse dichtete. Aus der Überwindung ihrer Macht ist der Vers entstanden: »Der den Himmel schafft, / er eben ist der Gott; / der die Erde bildet und sie macht, / er eben erhält sie.« (45)

In der zweiten Laudes des Freitags treffen wir auf einen Hymnus, der im Buch des Propheten Habakuk überliefert ist. Er bezeugt jene Tradition, deren erste Erfahrungen am Sinai gemacht wurden: »Ströme spaltest du zu Erdreich, / dich sahn und zittern die Berge, / der Wetterschwall des Wassers stürzt nieder, / ihren Hall gibt die Wirbelflut aus, / in der Höhe streckt ihre Hände die Sonne...« (3, 9) Hymnen wie dieser bieten an, sich mit der Andersartigkeit zu »befreunden«, was unerlässlich ist für den Umgang mit der Bibel. Sie sind Dichtungen, die nicht in den Psalter aufgenommen wurden, jedoch Erfahrungen verdichten, wie sie die Psalmen kennen. Die Cantica des Stundengebets und die Psalmen interpretieren sich gegenseitig. Wir kennen eine Anzahl Psalmen, die wohl im Alten Testament überliefert, aber nicht in den Psalter eingegliedert wurden. Das Siegeslied des Moses (2 M 15, 1–19), das in der zweiten Laudes am Donnerstag steht, könnte ebenso zum Psalter gehören, wie zu 2. Moses.

Die Andersartigkeit Gottes zuerst einmal zu »Kenntnis« zu nehmen, dazu ist ein Bekanntwerden mit den Psalmen und diesen Cantica notwendig. Eine Strophe aus dem *Meerlied* zeigt diese Andersartigkeit in einer bestürzenden Weise: »Vom Anbraus deiner Nase / ballten sich die Wasser, / standen wie Staudamm / die Strömenden, / die Wirbel gerannen / im Herzen des Meers.« (15, 9) Es braucht weite Wege oder Umwege, bis wir erkennen, daß wir in dieser Rühmung keinen »Anthropomorphismus« vor uns haben, der unverpflichtend ist, sondern genaue Bekundung des sich Offenbarenden.

Die zweite Laudes am Montag hat einen Hymnus übernommen, der zur Prophetie des Jesaias gehört. Die feiernde Gemeinde rühmt den Gott, dessen Tempel in ihrer Mitte steht; sie rühmt ihn als den Gott der Freiheit: »Da: der Gott meiner Freiheit! / ich verlasse mich, / ich verzage nicht, / denn mein Sieg und Saitenspiel ist oh er, / er! und ward mir zur Freiheit.« (12, 2f)

So künden auch die Kultlieder in den Psalmen denselben, andersartigen Gott. Versprochen wird die Heilszeit, gespendet werden Wasser des

Lebens: »Schöpfen sollt ihr Wasser mit Wonne / aus den Quellen der Freiheit.« (12, 3)

Umgang will Weg werden zu der Erfahrung desselben Gottes, zu dessen Rühmung dieses Lied auffordert: »Danket ihm, / ruft seinen Namen aus, / ... Jauchze, juble auf, / Sassocenschaft Zions, / denn groß ist bei dir drinnen / der Heilige Jisraels.« (12, 6)

Tag für Tag, Woche um Woche werden die Überlieferungen des Alten Testaments dargeboten. Sie warten darauf, lebendige Stimme für den einzelnen und ganze Gemeinden zu werden. So künden die Psalmen, so kündet das Alte Testament den Gott Israels. So haben wir aus dem Umgang mit ihnen uns zu üben, seine Fremdheit anzunehmen. In der zweiten Laudes des Samstags findet sich die Abschiedsrede des Moses; sie gehört dem Reformkreis des Deuteronomium an. Verwandt sind ihre Aussagen denen des Dichter-Propheten aus dem Exil in Babylon. Wie bei Deuterjesaias wird die Fremdheit und Andersartigkeit dieses Gottes gerühmt und seine Unvergleichlichkeit bekannt: »–Sehet jetzt, / daß ich, ich es bin, / kein Gott neben mir! / Ich selbst töte und belebe, / ich zerschmettere, ich selbst werde heilen, / keiner entreißt meiner Hand.« (32, 29) Vierzehn Cantica sind als Rühmung im Morgenlob der Laudes dem Alten Testament entnommen, sie können Geleit über die Schwelle geben zum Umgang mit den Psalmen. Die Liturgie war in den Jahrhunderten biblischer als das allgemeine christliche Bewußtsein.

Fritz Leist

Symptome

Lesung aus dem Brief des heiligen
Apostels Paulus an die Galater

(Gal 5, 1–15)

Brüder,
zur Freiheit hat Christus uns frei gemacht; darum steht fest und laßt euch nicht wieder unter ein Sklavenjoch zwingen.

Siehe, ich, Paulus, sage euch: Wenn ihr euch beschneiden laßt, dann nützt euch Christus gar nichts. Ich bezeuge noch einmal jedem Menschen, der sich beschneiden lassen will: Er ist verpflichtet, das ganze Gesetz zu tun. Ihr seid von Christus weg und erledigt, wenn ihr durch das Gesetz gestützt werden wollt; aus der Gnade seid ihr

herausgefallen. Denn wir erwarten durch den Glauben die Hoffnung der Gerechtigkeit. Denn in Christus Jesus hat weder die Beschneidung noch die Vorhaut eine Bedeutung, sondern allein der in der Liebe tatkräftige Glaube. Ihr wart ja so gut im Anlauf; wer hinderte euch daran, der Wahrheit weiter zu folgen? Diese Propaganda stammt nicht von dem, der euch berufen hat. Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig. Ich habe zu euch im Herrn das Vertrauen, daß ihr nichts anderes denkt. Wer euch verwirren will, wird sein Urteil finden, wer immer es sei. Ich aber, Brüder, wenn ich die Beschneidung predigen würde, warum werde ich dann noch verfolgt? Dann ist ja der Anstoß des Kreuzes beseitigt. Die euch aufwiegeln, sollen sich doch gleich kastrieren lassen!

Ihr jedoch seid zur Freiheit gerufen, Brüder! Allerdings nicht zur Freiheit, die dem Fleisch zum Vorwand dient –

Vielmehr:

Dienet einander durch die Liebe. Denn das ganze Gesetz ist in dem einen Wort erfüllt: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.

Wenn ihr euch aber gegenseitig beißt und freßt, dann gebt acht, daß ihr euch nicht gegenseitig verschlingt!

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus dem Herrn!*

Sie haben es wohl schon an den Texten zur Lesung und zum Evangelium gemerkt, daß mit ihnen eine besondere Absicht verbunden ist. Ich möchte Sie gleich zu Anfang bitten, Verständnis zu haben, wenn die Predigt etwas länger dauern wird; denn ich möchte heute an dieser Stelle ein Wort zur studentischen Situation, wie sie im Augenblick herrscht, sagen. Und zwar als eine christliche, am Evangelium orientierte Besinnung. Es geht mir nicht darum, Ihnen die eigene Stellungnahme abzunehmen oder die Entscheidung zu ersparen. Aber ich meine, es könnte gut sein, Ihnen einige Gedanken zu unterbreiten, die Ihnen zur eigenen Meinungsbildung dienlich sind. Und ich meine weiter, daß es gut ist, dies auch von dieser Stelle aus zu tun, damit Sie sich nicht ganz im Stich gelassen fühlen.

An unserer Würzburger Universität ging es bisher noch verhältnismäßig ruhig zu. Ob das ein gutes oder schlechtes Zeichen ist, ist hier nicht zu entscheiden. Es ist aber jedenfalls noch eine Zeit gelassen zum Überlegen, zum Nachdenken, die man nützen sollte, um darüber Klarheit zu gewinnen, was man will und was man nicht will; wo man mitmachen kann und wo man nicht mehr mitmachen kann. Als Christen sollten wir nicht hilflos dastehen und das Gesetz des Han-

delns uns von außen diktieren lassen, sondern schon vorher wissen, in welche Richtung wir tendieren. Es geht hier um das, was man in der Sprache der Tradition »Unterscheidung der Geister« nennt. Was ich Ihnen sage, sage ich Ihnen aus rein persönlichem Antrieb und in meiner ganz persönlichen Verantwortung. Ich habe dazu keinen anderen Auftrag als den, daß es mir richtig erscheint, Ihnen im Ringen um eigene Klarheit zu helfen, und zwar im Vertrauen auf die Kraft einleuchtender Argumente. Mehr habe ich nicht, aber ich denke, es könnte Ihnen helfen, wenn ich Ihnen dieses wenige mitteile.

Ausgehen möchte ich von dem, was der Apostel Paulus in der verlesenen Galaterbriefstelle sagt. Das ist freilich in eine andere Situation hineingesprochen. Aber das hat den Vorteil, uns für die Sache offener zu machen, um die es heute gehen könnte. Paulus spricht von der christlichen Freiheit, von der Freiheit, zu der die Christen durch Christus gerufen sind, die sie von ihm und durch den Geist empfangen. Er spricht zu Menschen, die im Begriffe stehen, diese Freiheit aufzugeben, und zwar zugunsten eines vom Gesetz bestimmten Lebens. Das jüdische Gesetz scheint diesen Menschen mehr zu versprechen als die Freiheit; es scheint ihnen offenbar eine größere Sicherheit zu bieten, eine bessere Ordnung, einen stärkeren Halt. Diese galatischen Christen waren wohl mit der Freiheit nicht fertig geworden, wenn sie sich lieber einer gesetzlich bestimmten Lebensform zuwenden. Aber der Apostel kann ihnen gar nichts anderes sagen als dieses: Gerade die Freiheit ist das besondere Geschenk Christi und des Glaubens; es kommt darauf an, bei ihr zu bleiben, sie unter allen Umständen festzuhalten. Die Verkünder alter oder neuer Ordnungen bringen nur eine neue Knechtschaft, ein neues Sklavengjoch. Denn ihnen ist es letztlich nicht um die Freiheit zu tun, sondern um ihre Leistung, ihre Meinung, ihre eigene Ordnung, ihren Lebensstil. Wer sich von der in Christus gegebenen Freiheit abbringen läßt, der kommt auf jeden Fall, so oder anders, wieder unter ein Gesetz. Und der Anspruch eines jeden Gesetzes ist im letzten totalitär; wer sich einem Gesetz unterwirft, der ist immer verpflichtet, »das ganze Gesetz zu tun«, dem Absolutheitsanspruch dieses Gesetzes zu genügen. Der ist dann eben nicht mehr frei. Wer dem Gesetz sich unterwirft, der ist im selben Moment von Christus weg und erledigt. Der verläßt den Stand der Freiheit und der Gnade. Er verläßt damit nämlich den Heilsort des Kreuzes Christi. Was Paulus der Gesetzlichkeit gegenüberstellt, wird von ihm so formuliert: Es ist der in der Liebe tatkräftige Glaube. Daß die Christen zur Freiheit gerufen sind, bedeutet, daß sie zu gegenseitigem Dienst durch die Liebe gerufen sind. In diesem gegenseitigen Dienst anein-

* Predigt im Studentengottesdienst zu Würzburg, 11. 2. 1968, von Universitätsdozent Dr. JOSEF BLANK.

ander und füreinander realisieren sie die ihnen geschenkte Freiheit. Sie realisieren diese in einer positiven Weise im Hinblick auf den Nächsten, den Mitmenschen; nicht in der negativen Form des Egoismus, der ein individueller Egoismus, aber auch einer der Gruppen, z. B. der verschiedenen Interessengruppen, sein kann. – Paulus sagt also ein unbedingtes Ja zur Freiheit und fordert die Christen dazu auf, dieses unbedingte Ja zur Freiheit mitzusprechen; sie sind als Glaubende zur Freiheit gerufen. Abfall von der Freiheit ist nach Paulus gleichbedeutend mit einem Abfall von Christus, und das ist immer ein Rückfall in eine Gesetzhlichkeit mit totalitärem Zwangsanspruch. Zugleich gibt der Apostel der Freiheit ihren positiven Inhalt: Dient einander durch die Liebe. Die Liebe, die hier ganz nüchtern als gegenseitiger Dienst verstanden wird, ist also die rechte Verwirklichung der Freiheit. Das ist die theologische Grundlage, von der ausgegangen werden kann.

Was ist von dieser Grundlage her zu sagen?

An erster Stelle ein Ja zur Freiheit im Raum der Universität. Ohne Sinn für die Freiheit, ohne den entschlossenen Willen dazu, ohne festes, unbeeinträchtiges Ja zur Freiheit ist die Freiheit nicht zu retten. Wenn nicht alle Glieder der Universität, Dozenten und Studenten, von der Notwendigkeit der Freiheit überzeugt sind, wenn sie nichts dafür tun wollen und die Probleme, die heute anstehen, nicht als ihre eigenen Probleme sehen und in die Hand nehmen, dann braucht man sich nicht darüber zu wundern, wenn andere, der Staat oder radikale Gruppen, dies tun. Die Freiheit muß allen etwas wert sein, zumindest soviel, daß man bereit ist, sich dafür zu engagieren. Als Christen müßten wir dafür ein äußerst waches Empfinden haben. Freiheit ist hier ganz nüchtern verstanden: als Abwesenheit von äußerem Zwang und von jedem Gesinnungsterror. Das Grundgesetz hat die Freiheit von Forschung und Lehre garantiert, ebenso die Freiheit der Berufswahl. Freiheit an der Universität meint aber wohl doch mehr, nämlich die Freiheit der Gesamtkörperschaft als solcher, der Lehrenden und der Studenten, und in diesem Sinne ist sie unteilbar, das heißt, sie geht alle an, auch die Studenten. Natürlich handelt es sich nicht um eine absolute Freiheit, sie ist nie unabhängig vom jeweiligen Stand der Gesellschaft. Das besagt nun aber nicht, daß diese Freiheit von der Gesellschaft her zu definieren wäre. Die Freiheit hängt grundsätzlich mit dem Erkenntnisauftrag der Universität zusammen und mit der Wirklichkeit des Geistes. Die Freiheit an der Universität soll und muß deshalb immer auch die Möglichkeit eines Gegenübers zur Gesellschaft enthalten, einer kritischen Instanz, die den Lehrenden und Lernenden erlaubt, *zwanglos* im wahren Sinne des Wortes sich mit Dingen zu beschäftigen, an denen die Gesellschaft augenblicklich kein Interesse hat oder die sogar deren Interessen

widersprechen. Kritik und Neinsagen können gehören zur Freiheit, und gerade dafür muß die Universität offen bleiben.

Wenn die Freiheit unteilbar ist, dann ist auch klar, daß sie nicht einseitig eine Freiheit der Professoren sein kann, sondern auch die der Studenten sein muß. Und zwar nicht nur in dem verbreiteten Verständnis von »akademischer Freiheit«, daß es im Belieben der Studenten steht, Vorlesungen zu besuchen oder nicht, das Studium in eigener Verantwortung zu gestalten. Im übrigen ist diese Seite der Freiheit inzwischen ja mehr als problematisch geworden. Heute geht es um die Frage der produktiven Mitarbeit der Studenten an den Verhältnissen der Universität. Hier liegt das entscheidende Problem: Wie hat diese produktive Mitarbeit auszusehen? Man spricht vom Abbau der hierarchischen Struktur zugunsten einer demokratischen Struktur. Wenn dieses Wort einen wahren Sinn haben und nicht reine Propaganda bleiben soll, dann kann es sich wohl nur darum handeln, unter Berücksichtigung der verschiedenen Funktionen aller Glieder der Universität einen gemeinsamen Freiheits- und Arbeitsraum zu schaffen, in welchem in gemeinsamer Arbeit produktive Ergebnisse möglich sind, in einer besseren Form als bisher. Das ist doch wohl das eigentliche Problem. Der entscheidende Gesichtspunkt dürfte darin liegen, daß die produktive Mitarbeit der Studenten mit den Assistenten, Dozenten und Professoren den Charakter einer dialogischen, von sachlichen Argumenten getragenen Form annimmt. Ein Programm dafür zu entwerfen, ist hier nicht der Ort. Nur die Richtung anzugeben. Dialog und Diskussion aber setzen die Freiheit voraus; auch Forschung, Lehre und Studium sind, soviel davon auch organisiert werden kann und heute organisiert werden muß, ohne Freiheit nicht zu realisieren. Das Ja zur Freiheit ist aber, darüber muß man sich klar sein, durch nichts anderes zu ersetzen; es muß immer neu spontan gesagt werden. Nur von daher ist es auch möglich, den Gefahren richtig zu begegnen, die letztlich darauf hinauslaufen, die Freiheit anderen Mächten zu unterwerfen, z. B. der Macht der Gesellschaft.

Wird die Freiheit grundsätzlich bejaht, dann ist mit ihr, dies ist leicht einzusehen, ein Terror, der mit materieller Gewalt die Verhältnisse zu ändern sucht, nicht vereinbar. Die Vertreter der radikalen Gruppen berufen sich da auf das Argument, daß ein autoritärer Terror eben nur durch Terror gebrochen werden könne. Den Satz »Terror kann nur durch Terror gebrochen werden« habe ich als Pennäler damals in Hitlers »Mein Kampf« gelesen, er gehört in den Bereich totalitärer Machtergreifung, nicht in den Raum der offenen, freiheitlichen Diskussion. Sagt man dagegen, der Terror richte sich ja gegen eine autoritäre Auffassung oder autoritäre Verhältnisse, dann ist dies ein ganz windiges Scheinargument. Denn indem man für sich selber den Terror in Anspruch

nimmt, ergreift man Partei für die Gewalt; und Gewalt ist auf jeden Fall autoritär im schlechtesten Sinne des Wortes. Gewalt will den eigenen Willen den andern aufzwingen, und wer das möchte, der hat sich eben damit schon den autoritären Mächten, die die Freiheit mißachteten, zugesellt, wenn auch mit anderem Jargon und unter anderen Vorzeichen. Anders gesagt, wenn man gegen ein autoritäres Gebaren zu Felde zieht, was durchaus seine Berechtigung haben kann, dann muß man es, um glaubhaft zu sein, so tun, daß man nicht selber dem Status, den man bekämpfen will, verfällt, also mit nicht-autoritären Mitteln; dazu gehören Diskussion, Meinungsbildung, Propaganda, auch Demonstrationen. Die ganze Sache wird jedoch in dem Augenblick falsch und unglaubwürdig, wenn man selber autoritäre Zwangsmittel dazu benützt, um autoritäre Verhältnisse beseitigen zu wollen, also wenn man zur Gewalt greift. Dann liefert man dem Staat und der Gesellschaft nämlich genau die Gründe, die es diesen erlauben, auch mit Gewalt zu reagieren, und nach der bestehenden Verfassung auch mit Recht. Dann ist nämlich aus einer demokratischen Auseinandersetzung ein Machtkampf geworden; und man sollte soviel Unterscheidungsvermögen haben, einen Machtkampf nicht mehr mit einer Diskussion zu verwechseln. Die Schwierigkeit in der Auseinandersetzung heute besteht darin, daß eine Auseinandersetzung im Raum der Hochschule stattfinden muß, daß es aber gleichzeitig darauf ankommt, diese Auseinandersetzung nicht zu einem Machtkampf im Sinne der radikalen Gruppen ausarten zu lassen. Das ist eine ausgesprochen schwierige Lage, die vor allem intellektuellen Mut und Freiheit von Angst erfordert.

Das Problem der Autorität ist heute schwierig, und zwar deshalb, weil wir seit 1945, seit dem Ende der Naziherrschaft, eine Autoritätskrise erleben. Dies hängt vor allem mit dem Mißbrauch, der vorher mit der Autorität getrieben wurde, zusammen. Es macht allerdings einen sehr merkwürdigen Eindruck, wenn dieselben Leute, die gegen das Autoritäre zu Felde ziehen, sich mit einer erstaunlichen Gläubigkeit neuen Autoritäten unterwerfen, etwa den roten Katechismus Mao Tse-tungs nachbeten, die Dialektik wie ein unabänderliches und unfehlbares Credo beherrschen, kurz, ihre Autoritäten haben, denen sie blindlings vertrauen, wie das heute bei keinem aufgeschlossenen Theologen mehr gegenüber den Dogmen der Fall ist. Würde man diese eigenartige Erscheinung genauer analysieren, so käme man wohl auf ein sehr autoritär gesteuertes Unbewußtes bei den Antiautoritären. Nun gibt es sehr verschiedene Weisen von Autorität, und gegen eine Überzeugung durch einleuchtende Argumente; durch »Wahrheit«, die man für sich als gültig erkennt, was es ja auch gibt, wird man kaum den Vorwurf des Autoritären erheben können. Gerade hier hätten wir

Christen heute die Aufgabe, zu zeigen, daß Freiheit und Liebe wirklich überzeugen können, ohne daß man äußere Mächte, etwa den Staat, zu Hilfe nimmt. Es ist schon eine sehr fatale Sache, wenn ein renommierter Professor der Theologie, der doch von Kirchengeschichte etwas wissen sollte, ausgerechnet die Armee zu seinem Schutz anfordert. Man vergleiche damit nur das Johannesevangelium, wo Christus vor Pilatus sagt: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener für mich kämpfen, daß ich den Juden nicht überliefert würde; nun aber ist mein Reich nicht von hier« (Jo 18,36). Es genügt, diesen Satz zu zitieren, um die Frage aufzuwerfen, wo dieser Theologe eigentlich steht. Daß ihm in der Bundestagsdebatte vom ehemaligen Justizminister Beifall gespendet wurde, wirft ein makabres Licht auf die heutige Lage bei uns. Worauf es ankäme, ist die Einsicht, daß zumindest im Raume der Universität, aber wohl auch außerhalb ihrer Autorität, nach der auch bei den Antiautoritären ein größeres Bedürfnis zu bestehen scheint, als sie zugeben, nur dadurch zu gewinnen ist, wenn man dem Vertrauen in die Freiheit und in die Wahrheit der Vernunft Raum gibt. Wo Menschen als freie und vernünftige Wesen behandelt werden, da scheint sich echte Autorität herauszubilden, ohne daß man diese noch besonders zu betonen braucht, und dafür sollten wir ebenfalls einen Sensus haben.

Ich möchte, um nicht mißverstanden zu werden, ausdrücklich betonen, daß es mir in gar keiner Weise darum geht, so etwas wie einen »christlichen Standpunkt zur Universitätsreform« zu entwickeln. Ein solcher wird sich kaum in einer allgemein verbindlichen Weise ausformulieren lassen. Eher wäre von einer christlichen Grundhaltung den augenblicklichen Gegebenheiten gegenüber zu sprechen. Diese Grundhaltung läßt sich etwa so formulieren: sie würde sich zum Primat der Freiheit und des Geistes gegenüber jeder Art von Macht bekennen, und damit gegen einen linken sowohl wie einen rechten Terror stehen. Daß man bei uns der Macht, wenn sie gegen Störer der Ordnung eintritt, einen sehr großen Kredit einräumt, ist bekannt, aber ich meine, der rechte Terror ist mindestens genauso gefährlich wie der linke, vielleicht noch gefährlicher. Und zwar deshalb, weil er brutal ist mit gutem Gewissen. Es muß uns, meine ich, darauf ankommen, diejenigen Kräfte mobil zu machen, die reformfreudig sind, ohne der Gewalt von links oder von rechts das Feld überlassen zu wollen, diejenigen, die wissen, daß die Universität ihren besonderen Auftrag nur erfüllen kann, wenn sie nicht primär den staatlichen und gesellschaftlichen Mächten, sondern den Bedürfnissen des Geistes und des Menschen dient. Ich persönlich würde mich zu einem christlichen Humanismus bekennen, der weiß, daß es darauf ankommt, in einer von Problemen der verschiedensten Art erfüllten Welt menschenwürdig zu exi-

stieren. Ich habe ein großes Mißtrauen gegen jede Art von Zelotentum, von revolutionärem Puritanismus, von den Utopien einer reinen Welt, weil diese reine Welt nur durch Hekatomben von Menschenopfern zu erkaufen ist. Ich bin aber ebenso der Meinung, daß eine gewisse Stärke dazu gehört, um das Gute zu verwirklichen, und daß es christlich nicht zu verantworten ist, die Dinge einfach laufen zu lassen.

Diözesansynode in Santiago de Chile

Vom 9. bis zum 18. September 1967 fand die erste Sitzungsperiode der Diözesansynode von Santiago de Chile statt. Ziel dieser Synode war und ist es, die Kirche Gottes in Santiago im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils zu erneuern. Das bedeutet konkret eine doppelte Aufgabe: die Notwendigkeit einer Erneuerung zu erkennen und nach Wegen zur Erneuerung zu suchen.

Die Notwendigkeit einer Erneuerung einzusehen besagt viel. Der Erzbischof von Santiago hatte sich bemüht, die Synodalen aus allen Richtungen und Gruppen innerhalb seiner Diözese auszuwählen bzw., soweit es anging, alle Gruppen und Schichten – religiöse Orden, Bewegungen der katholischen Aktion, Berufsstände – dazu zu bringen, Vertreter zu entsenden. Tatsächlich waren die, die mit gleichem Stimmrecht zusammenkamen, eine Repräsentanz der katholischen Kirche in Santiago: Priester (etwa 100), Ordensleute (etwa 100), Laien (über 200). Nur etwa 50 von denen, die gerufen waren, kamen nicht. Es waren die Vertreter der konservativen, traditionsbewußten Kreise. Für sie gab es nichts zu erneuern. Für sie gab es allenfalls etwas zu bewahren. Und da dieses nicht die Aufgabe der Synode war, blieben sie grollend zu Hause.

Ihr Fernbleiben trug dazu bei, daß der Gesamttoner der Ansprachen und Interventionen und Resolutionen weitgehend revolutionär klang und mit Anklagen gegen die bestehenden Zustände nicht zurückhielt, ja vielleicht sogar über das Ziel hinausging, etwa wenn die Rückständigkeit und Weltfremdheit der Orden, besonders der im Erziehungswesen stehenden, geißelt wurde.

Auch wenn sie kritisch war, vielleicht gerade weil sie kritisch war, so war diese Situationsanalyse doch notwendig und, soweit es der ausländische Beobachter beurteilen kann, richtig.

Chile ist ein Land, das sich mit Frankreich vergleichen läßt. Die Loslösung von der spanischen Krone zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts geschah im Geiste der Französischen Revolution und im Geiste der Aufklärung. Fortschritt bedeutete Aufklärung. Trennung von Kirche und Staat gehörte zum Fortschritt. Die Freimaurer gewannen stetig an Einfluß. Der Staatspräsident war jahrzehntelang selbstverständlich Freimaurer. Und es schickte sich nicht – weder für einen Gebildeten noch für einen Arbeiter –, weiter zur

Kirche zu gehen, es sei denn zu Weihnachten und Ostern.

Heute nennen sich etwa 90 Prozent der Einwohner von Santiago katholisch. Aber weniger als 10 Prozent der mehr als 21-jährigen praktizieren. Und über 64 Prozent wissen nicht, was die Bibel ist. Insbesondere die Arbeitermassen sind der Kirche verlorengegangen – weshalb, wie in Frankreich, die katholischen Erneuerungsbe mühungen einen gewissen sozialrevolutionären Einschlag haben.

Eine Besonderheit des chilenischen Christentums verdient festgehalten zu werden: die Erneuerungsbewegungen der letzten Jahrzehnte gehen an den »etablierten« Kirchen – den Katholiken, Lutheranern, Presbyterianern und Anglikanern – vorbei, weil man glaubt, innerhalb der erstarrten Institutionen sei für den Pfingstgeist kein Platz mehr. Und während die genannten Kirchen stagnieren bzw. zurückgehen, wachsen die adventistischen Bewegungen (Mormonen, Adventisten, Zeugen Jehovas, Pfingstler) beständig, und zwar vor allem in den ärmeren, sich von den »bürgerlichen« Kirchen vernachlässigt fühlenden Bevölkerungsschichten.

Alles dies hatte die Synode vor Augen und erhob als ihr sich daraus notwendigerweise ergebende Konsequenz die Forderung, bestehende Barrieren niederzureißen und das Getto zu verlassen, um das Evangelium denen zu verkünden, die es nicht kennen. Im einzelnen hieß das: Öffnung zu den Protestanten und Juden (etwa Zusammenarbeit mit ihnen auf sozialem Gebiet, aber auch gemeinsames Gebet), Öffnung zu den arbeitenden Klassen (durch Änderung der Pfarrstruktur, durch Einführung eines Diakonats, durch Erneuerung der Liturgie nach holländischem Vorbild, durch Schaffung einer Arbeitermission, durch Reform des katholischen Erziehungswesens, das bisher eine Domäne der »Bürgerlichen« war), Öffnung zu den Atheisten (durch Zusammenarbeit mit ihnen auf allen Gebieten, auf denen sich eine Zusammenarbeit anbietet, etwa in der wissenschaftlichen Forschung, aber auch in der Politik, wo mit »Atheisten« nur die Kommunisten gemeint sein konnten).

Die Synode fand ein unerwartet großes Echo. Hunderte von Gläubigen hatten der Aufforderung des Erzbischofs Folge geleistet und Vorschläge für zu behandelnde Themen eingereicht. An der Eröffnungswallfahrt nach Maipú nahmen 80000 Gläubige teil. (Maipú ist ein Wallfahrtsort außerhalb Santiagos. Nach dem Vorbild der französischen Studentenwallfahrten nach Chartres werden seit 1963 dorthin Wallfahrten der studierenden Jugend durchgeführt.) Der Oberabbiner von Santiago sagte in seiner Begrüßungsansprache (neben Vertretern der evangelischen waren auch Repräsentanten der jüdischen Gemeinde eingeladen): »Mir fehlen die Worte, Ihnen zu sagen, welche Gefühle mich in diesem Augenblicke bewegen... Niemals zuvor in der Geschichte sind sich Juden und Christen wirk-